



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freudenberg, W.: Musikalische Erziehung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und bevölkert sich wieder für uns, wenn wir sie lesen. Nicht mehr mitten unter mühselig der Asche, die sie seit achtzehn Jahrhunderten bedeckte, entrissenen Ruinen stehen wir, sondern in einer lebenden Stadt. Wenn wir sie durchwandern, lehrt sie uns selbst, weit besser als Bücher, was in einer römischen Provinzialstadt des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung die Menschen trieben, wie sie dachten und wie ihr gesamtes Leben sich abspielte. Denn hier, wenn irgendwo, hatten die Wände Ohren; was sie damals gehört, heute erzählen sie es uns: die Steine reden.



Musikalische Erziehung.

Von W. Freudenberg.



Über den Einfluß der Musik auf die Erziehung und Bildung herrschen gar verschiedene Ansichten. Viele glauben an eine veredelnde Macht der Kunst, viele halten die Beschäftigung mit der Kunst für alle diejenigen, die sich ihr nicht speziell widmen wollen, als eine den übrigen Aufgaben der Erziehung und Geistesbildung gefährliche Sache, nur geeignet, zu zerstreuen und zu verweichlichen, noch andre sehen sie für einen ganz unnützen Zeitvertreib an. Alle drei Ansichten sind vollkommen richtig, aber nur unter einer Voraussetzung: der Einfluß, den die Kunst auf den Menschen ausübt, entspricht genau dem Geiste, mit welchem sie betrieben wird. Sie besitzt weder die Macht, ein trocknes, poesieloses Gemüt zu beglücken, noch ist sie ohne Gefahr für denjenigen, der plan- und wahllos zu bloßen Zwecken der Unterhaltung nach allem greift, was diesen Zwecken dient, aber sie ist auch die Zauberrute, die dem reichen Gemüte die herrlichsten Schätze seines innern Lebens enthüllt und es mit einer gegen alles Gemeine und Niedrige unzugänglichen Mauer umgiebt. Wenn sich also auch ihr Einfluß auf das geistige Leben innerhalb der angegebenen Grenzen in unzähligen Abstufungen dokumentirt, so steht doch soviel fest, daß ihr Einfluß dort, wo er sich geltend macht, die Zentralstätte des geistigen Lebens, das Gemüt und die Phantasie trifft, von der Gefinnungen und Entschlüsse weit mehr direkt abhängig sind als von den Errungenschaften des Wissens, und darauf beruht die Wichtigkeit, die man der Kunst zu verschiedenen Zeiten in höherm Maße, als es jetzt geschieht, für die Erziehung beigemessen hat.

Es ist bekannt, wie in diesem Punkte namentlich die Griechen dachten und handelten. Weniger bekannt oder wenigstens allgemein anerkannt ist es, daß

wir in dieser Beziehung selbst an denjenigen Bildungsstätten, welche durch das Studium des Altertums und der alten Sprachen eine humanistische Bildung erstreben, unserm angeblichen Bildungsideale durchaus nicht nachstreben, indem wir uns wohl mit dem linguistischen Teil der alten Literatur, aber nur sehr wenig mit dem künstlerischen befassen. Thatsächlich ist in unsern öffentlichen Erziehungsanstalten die Kunst als Bildungsmittel fogut wie ausgeschlossen, und da man nun die Sache nicht damit gut sein lassen kann, daß man die Kunst als unnötig oder mindestens unwichtig bei der Erziehung übergeht, so muß diese Lücke in unserm Erziehungssystem auf eine andre Weise ausgefüllt werden. Ersteres wird aber nicht gut möglich sein, denn die Anlage zur Kunst, die Neigung zu künstlerischem Bilden ist ein so integrierender Bestandteil der menschlichen Natur, daß sie sich überall bemerkbar macht und hervordrängt, und wenn dieser Trieb in unsrer vorwiegend auf wissenschaftliche Zwecke gerichteten Erziehungsmethode nicht genügende Pflege findet, so wird er sich entweder in willkürlicher, isolirter, dem Zufall preisgegebener Beschäftigung der einzelnen zersplittern, oder es muß eine Privatlehrthätigkeit versuchen, diesen Trieb in die richtigen Bahnen zu lenken, damit das allgemeine Geistesleben der heranwachsenden Jugend nicht verständnislos den reichen Schätzen der Kunst gegenüber heranwache, sondern aller der harmonischen menschlichen Ausbildung zu Gute kommenden Einflüsse theilhaftig werde, die ihr aus dem Verständnis der Kunst und aus der Beschäftigung mit derselben zufließen können. Wenn wir dadurch den antiken Vorbildern unsrer Kultur uns wieder mehr nähern würden, so bliebe trotzdem immer noch die Selbständigkeit unsrer Zeit und unsers Volkscharakters insofern gewahrt, als wir ja, ebenso wie die Alten, eine nationale Kunst haben. Aber während es bei den Alten mehr die plastischen Künste waren, welche im Vordergrund des Interesses standen, sind es bei uns, die wir durch ein andres Klima an einer der griechischen ähnlichen Pflege der plastischen Künste gehindert sind, mehr die Poesie und Musik, die den Mittelpunkt unsers künstlerischen Lebens ausmachen, und unter diesen wiederum die letztere, die nicht nur ein allgemeines Interesse genießt, sondern sich auch mehr als jede andre Kunst eignet, allgemein, auch von bescheidenen Talenten, ausgeübt zu werden. Da dies nun thatsächlich in überreichem Maße geschieht, so ist es ganz natürlich, daß die Pflege der Musik ein Gegenstand ist, der es verdient, daß man sehr reiflich über die Art und Weise, wie er betrieben ist, nachdenke.

Wenn wir uns als Ziel der Beschäftigung mit der Musik die Erlangung einer gewissen Fertigkeit in der praktischen Ausübung, sowie eines noch über die durch die letztere bedingte Beschränkung hinausreichenden Verständnisses denken, so sind es zweierlei Dinge, die als Mittel zum Zweck hier in Betracht kommen, nämlich das Studium eines bestimmten Zweiges der ausübenden Kunst (Klavier, Violine, Gesang *z.*) und das Anhören von musikalischen Aufführungen. Diese beiden Faktoren müssen so gehandhabt werden, daß sie vor allem den Sinn

für Schönheit und Vollkommenheit entwickeln, sowohl was die Wiedergabe von Musikstücken als auch den Inhalt der zu Gehör gelangenden Tonstücke betrifft. So sehr man nun auch in der Theorie darüber einig sein wird, so wenig scheint man es in der Praxis zu sein, und von der richtigen Anwendung der Theorie ist doch der praktische Erfolg abhängig. Man trennt nämlich in der Praxis nicht genug das Schöne vom Bedeutenden, obwohl auch etwas sehr Anspruchsvolles schön sein kann, und vergißt, daß der Schönheitsbegriff nicht etwas Fertiges ist, sondern etwas, was sich in jedem Menschen erst allmählich entwickelt. Wenn man nun jemand Kunstwerke zu hören giebt, für die sein Verständnis noch nicht reif ist, so wird dies einmal zur Erweckung seines Schönheitsfinnes nichts beitragen, andrerseits überhaupt das Aufsteigen einer Ahnung von dem innigen Zusammenhange der Kunst mit dem innern Leben nicht aufkommen lassen, denn diese kann erst da sich entwickeln, wo das vorgeführte Musikstück dem Hörenden einen wirklichen freudigen oder rührenden Eindruck macht. Was der Hörende mit Ausschluß seines innern Anteils von irgend einer künstlerischen Reproduktion noch in sich aufnimmt, ist etwas ganz Äußerliches, Mechanisches, und wer von Natur ein richtiges Gehör hat, kann es in diesem Falle sogar dazu bringen, daß er etwaige Mängel in der Ausführung, falsche Noten u. bemerkt. Es giebt in der That manche, denen ihre Beschäftigung mit der Musik weiter nichts eingebracht hat, als Fehler zu hören und dies nun als Beweis von Verständnis zu betrachten. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Zuhörende in dem ihm vorgeführten Stücke geistig mitlebt und empfindet; sein lebhaftes Mitempfinden läßt ihm unter Umständen kleine Mängel der Ausführung entgehen, wenn ihn das Ganze fesselt, und trotzdem ist auf seiner Seite das richtigere Verständnis und Verhältnis zum Kunstwerk vorhanden. Daraus folgt, daß es die erste Aufgabe einer musikalischen Erziehung ist, die künstlerische Nahrung dem Auffassungsvermögen des Lernenden genau anzupassen. Wenn dies in der Weise geschieht, daß dadurch das Gemüt des Lernenden in wirklich künstlerische Erregung versetzt wird, so ist es auch unzweifelhaft, daß das gesamte geistige Leben durch die Nachwirkungen künstlerischer Stimmungen beeinflusst werden muß. Denn die Stimmungen, denen die menschliche Seele unterliegt, sind maßgebend für die gesamte Anschauung und Auffassung der Dinge, und je häufiger die Momente wahrhafter innerer Erbauung und Ergriffenheit sind, umso mehr wird nach und nach das ganze Stimmungsniveau des innern Lebens sich erhöhen und veredeln. Dieser Behauptung gegenüber gewährt nun ein Blick auf die Wirklichkeit manchmal ganz sonderbare Dinge, Dinge, welche dieser Behauptung gänzlich zu widersprechen scheinen. Vor allem ist es ein gewisser kritischer Geist, der in unsrer Zeit den Ton des künstlerischen Lebens in einer Weise beherrscht, daß man manchmal meinen könnte, die Kunst werde nicht mehr betrieben, um Genuß daran zu haben, sondern um darüber zu urteilen, d. h. um den Genuß daran nicht in der Sache, sondern in dem Urteil über die Sache zu

finden. Es herrscht die Neigung vor, überall zuerst das Schlechte oder Mangelhafte zu bemerken, und da schließlich alles Menschenwerk, auch das Erhabenste, unvollkommen ist, so begegnen auch selbst die besten Werke und Leistungen der Kunst einer kleinlichen Sucht am Krittehn, daß auch dem Guten darunter die Wirkung auf die Empfänglichkeit des Gemüts verkümmert wird. Eigentlich sollte es natürlich umgekehrt sein. Geist und Gemüt des Zuhörers sollten zunächst immer in der Stimmung sein, das Gute und Schöne unbefangen auf sich wirken zu lassen. Erst die Nichtbefriedigung des empfänglichen Sinnes dürfte berechtigen, nach den Ursachen der enttäuschten Hoffnung zu fragen, und dann zu prüfen, ob die Ursachen in dem Werke oder in der Ausführung liegen. In vielen Fällen würde aber unter dem Eindruck des Schönen der Wunsch nach Aufdeckung von Mängeln ganz von selbst verschwinden, und somit der Hörer auf diesem Standpunkte sich weit besser stehen, als wenn er von vornherein gewillt ist, auf das zu achten, was ihm nicht gefällt; er würde dabei noch garnicht einmal nötig haben, auf sein Urteil zu verzichten, wenn ihm daran so viel gelegen ist — denn das Gute an einer Sache herauszufinden, dazu bedarf es ebensoviel Urteilskraft, als das Schlechte zu bemerken, ja noch mehr. Aber es herrscht nun einmal jetzt ein gewisser kritischer, negativer Zug, über den sich hervorragende Künstler schon oft mit Recht beschwert haben, mit Recht deshalb, weil er am verkehrten Platze sich äußert und unrichtige Beurteilungen erzeugt, namentlich aber auch dem veredelnden Einfluß der Kunst Abbruch thut; denn die Rückwirkung jener pseudo-kritischen Stimmung auf die geistige Beziehung des Publikums zu Kunst und Künstlern überhaupt kann man sich ja leicht ausmalen. Die ausübende Kunst wird zum Schulpensum, der Hörer zum Schulmeister, der die Zensuren austeilt, der Künstler zum Geschäftsmann, der mit seiner Waare je nachdem gute oder schlechte Geschäfte macht. Darnach richtet sich denn auch der Ton des öffentlichen Verkehrs, und in der That, diese Konturen treten gerade in unsrer Zeit mit einer Nacktheit zu Tage, daß den wahrhaft künstlerischen und künstlerisch gestimmten Gemütern sehr häufig die Lust vergeht, sich mit der Öffentlichkeit zu berühren. Bedeutende Künstler und Schriftsteller haben sogar die Stimmung des Publikums in unsrer Zeit eine kunstfeindliche genannt. Was an diesem Vorwurf wahres ist, wird sich zum Teil wahrscheinlich auf den schon berührten Punkt zurückführen lassen, daß eben die Kunst in unserm Erziehungssystem eine offizielle Stellung nicht hat, daher des autoritativen Schutzes entbehrt, der mancher andern, geistig weit tiefer stehenden Tätigkeitsbeschäftigung zu unverhältnismäßig großem Ansehen verhilft. Teils aber liegt es auch an der musikalischen Erziehung, die in vielen Fällen ohne jeden höhern Gesichtspunkt und in noch mehr Fällen ohne irgendwelche Kontrolle höher stehender Sachverständigen erteilt wird. Man sehe nur, welche Leute sich zum Unterrichten in der Musik drängen, und wie auch der größte Stümper immer noch seinen verschwiegeneu Anhängerkreis findet. In Ermangelung eignen Könnens

ist es oft nur die Dreistigkeit des Ururtheilens über andre, höherstehende, die gewissen Musiklehrern bei leichtgläubigen Eltern oder Schülern ein Vertrauen verschafft, welches sie dazu mißbrauchen, ihre kleinliche Mißgunst gegen andre auch ihren Schülern einzupfropfen, und zu verhüten, daß denselben die Klugen darüber aufgehen, wie sie an der Nase herumgeführt werden. Die angebliche Verehrung für das anerkannt Gute und die unverfängliche Verfeinerung alles noch nicht Anerkannten muß dann dieses ganze Treiben verdecken. Ja ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß derartige Pfscher, denen ihre eigne Ohnmacht, selbst wenn sie wollten, einfach die Möglichkeit abschneiden würde, jemals mit irgend einer zureichenden künstlerischen Leistung, und sei es auch innerhalb der bescheidensten Grenzen, vor ein Publikum zu treten, in ihrem Rayon eines weit unbedingteren Ansehens genießen als bedeutende Künstler, die am Lichte der Öffentlichkeit sich auch manchen Tadel mißsen gefallen lassen, und zu musikalischen Beratern weit eher herangezogen werden als jene — die naturgemäße Folge des Verhältnisses, in welchem sich heutzutage der vor der Öffentlichkeit wirkende Künstler dem Publikum gegenüber befindet. Derjenige, der sich am meisten muß gefallen lassen — und das sind die hervorragendsten — genießt am wenigsten das Vertrauen, welches in jeder andern Sphäre geordneter Verhältnisse naturgemäß dem höherstehenden entgegengebracht wird. Man wird kein Bedenken tragen, einen Arzt einem Barbier überzuordnen, aber ebensowenig wird man Bedenken tragen, nicht etwa den hervorragenden Künstler nach seiner Meinung über den Pfscher, sondern den letztern nach seiner Meinung über den erstern zu fragen. Das läßt sich allerdings auch dadurch erklären, daß es mehr Pfscher giebt als tüchtige Künstler, aber trotzdem nur begreifen, wenn man die Gedankenlosigkeit des Publikums mit in Rechnung bringt, denn schließlich giebt's auch überall tüchtige Künstler, bei denen man sich Rats erholen könnte.

Wenn nämlich die Beschäftigung mit der Kunst unter Anleitung eines Lehrers die dem Wesen der Kunst und den Anlagen des Lernenden entsprechenden Früchte tragen soll, so muß der Lehrer erstens in der Technik seiner Kunst Bescheid wissen, sodann selbst soviel Gemüths- und Geistesbildung besitzen, daß er das geistige Leben seines Schülers durch das Studium der Kunst in Mittätigkeit versehen kann. Damit ist es aber meistens sehr schlecht bestellt. Denn nicht nur erteilen eine Menge Lehrer und Lehrerinnen, die von einer richtigen technischen Ausbildung gar keinen Begriff haben, Unterricht, sondern es fehlt ihnen auch gar zu oft an sonstiger Geistesbildung, um vorteilhaft auf ihre Schüler einwirken zu können. Diese Art Lehrer können sich dann nur dadurch behaupten, daß sie ihre Wirksamkeit so viel als möglich vor jeder Kontrolle zu schützen suchen. Sie sind in erster Linie Fanatiker des Privatunterrichts und die geschworenen Feinde aller Musikschulen, nicht nur der schlechten, sondern auch der guten, unter dem Vorwande, daß dort dem einzelnen Schüler nicht die nötige Zeit

zum Spielen in der Stunde bleibe, und schlagen bei ihren Klienten alle Bedenken mit dem Argument, daß der Schüler unzweifelhaft mehr lernen müsse, wenn er seinen verehrten Lehrer 60 Minuten zwei mal in der Woche neben sich am Klavier sitzen habe, als wenn er sich mit einem oder zwei andern Schülern in die Stunde teilen müsse. Als wenn eine halbe Stunde richtiger Unterweisung nicht zehnmal nützlicher wäre als ein paar ganze Stunden schlechten Unterrichts; als wenn das Beispiel der Mitschüler nicht auch ein wirksamer Faktor der Anregung wäre; als wenn auch der Lehrer an einer öffentlichen Anstalt, der Kritik seiner Schüler, seines vorgesetzten Direktors, des Publikums ausgesetzt, nicht weit mehr gezwungen wäre, erstens dafür zu sorgen, daß er seinen Kollegen gegenüber selber gut in seinem Fache beschlagen sei, zweitens im Unterricht stets sein bestes zu geben! Und wenn wirklich an einer öffentlichen Schule irgend welche Nachlässigkeiten oder Mißgriffe vorkommen, so können sie doch nie einreißen, weil alles gleich an den Tag kommt, während es im Privatunterricht nicht schwer ist, eine Mutter oder eine Tante — denn die Väter bekümmern sich im allgemeinen nicht viel um den Musikunterricht ihrer Kinder — zu beschwichtigen, wenn's nicht vorwärtsgeht.

Außerdem ist aber die Kunst ihrem ganzen Wesen nach eine Sache, die auf gemeinschaftlichen geistigen Austausch hindrängt, keineswegs aber bloß eine technische Fertigkeit, die man in der Stille erlernt, um nachher als fertiger Kunsthandwerker das Erlernte zu praktizieren. Daher denn auch alle guten und einsichtigen Privatlehrer sehr darauf bedacht sind, durch Veranstaltungen zum Vorspielen oder zum musikalischen Verkehr ihrer Schüler unter einander das Studium geistig zu beleben. In der That ist eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Studiums außer der notwendigen richtigen technischen Anleitung zur Erlangung von selbständiger Auffassung und gutem Geschmack unerläßlich, denn diese Gemeinschaftlichkeit verschafft dem Schüler allmählich einen Einblick in weit mehr Dinge als in die Stücke, die er selbst studirt, welche der Zahl nach ja naturgemäß nur beschränkt sein können, und dieser Einblick, das daraus sich entwickelnde höhere Verständnis, der Zuwachs an historischen Kenntnissen wirkt wiederum befruchtend auf das eigne Studium zurück. Der gemeinschaftliche Unterricht führt aber auf Schritt und Tritt zur Heranziehung teils geschichtlicher, teils theoretischer Erläuterungen, verhütet Selbsttäuschung und schroffe Einseitigkeit und führt dem Lernenden weit mehr geistigen Nahrungsstoff zu, als es der Einzelunterricht auch beim besten Willen thun kann, sodaß selbst solche Schüler, welche wenig eignes Talent zum Spielen besitzen, doch mit der Zeit wenigstens im Wissen und Verständnis so viel Fortschritte machen, daß sie befähigt sind, an musikalischen Vorträgen und Aufführungen mehr Genuß zu haben als derjenige, der sich im Einzelunterricht resultatlos jahrelang abgemüht hat, eine Fertigkeit zu erlernen, zu der er wenig Talent und obendrein manchmal noch einen schlechten Lehrer gehabt hat.

Nun ist es doch der Wunsch aller derer, welche sich mit der Kunst befassen, zum mindesten ein Verständnis dafür zu erlangen, um Genuß daran haben zu können, aber es ist leider ebenso wahr, daß der Weg des Unterrichts, der dazu eingeschlagen wird, für die Stadien des Anfängertums, in denen der Grund für alle spätere Entwicklung gelegt werden soll, vielfach, wenn nicht meistens, ein ganz verkehrter ist. Wenn es der Zufall will, daß ein jahrelang unrichtig geleiteter Schüler, der Talent zeigt, in die Hände eines guten Lehrers kommt, so muß wieder von vorn angefangen werden — das Ablegen falscher Angewohnheiten ist ohnehin zeitraubender und mühseliger als das Neustudiren —, und in vielen Fällen ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Schäden wieder gut zu machen: des Schülers Schönheitssinn ist gänzlich unentwickelt, die Frische seiner Empfänglichkeit durch planloses Heruntappen an Dingen, für die sein Verständnis noch nicht reif war, verloren, er hat keine Lust mehr, Anfängerstudien zu treiben, und so bleibt's denn immer etwas Halbes; ganz abgesehen von den pekuniären Opfern, die durch eine solche musikalische Erziehung nutzlos gebracht sind.

Will man diesen Übelständen ausweichen, so muß auf dem Gebiete der Kunst das Publikum dieselbe Justiz üben, die auf dem Gebiete der Wissenschaft der Staat übt. Wie dort niemand zum Unterrichte zugelassen wird, der in seinem Fache nicht sein Examen gemacht hat, so sollte auch niemand sein Kind einem Musiklehrer zum Unterrichten anvertrauen, der nicht in seinem Fache eine Probe bestanden hat, oder wenigstens in stande ist, eine solche abzulegen. Diese Probe müßte darin bestehen, daß entweder der Lehrer selbst auf dem Instrumente, auf welchem er unterrichtet, tüchtiges leistet, oder daß er sich als einen kenntnisreichen, gebildeten Künstler dokumentirt hat, oder aber, und dies unter allen Umständen, daß er in stande ist, die pädagogischen Grundsätze eines guten Musikunterrichts im Zusammenhange zu entwickeln. Wie dies zu erfahren, wenn der betreffende Musiklehrer nicht zufällig eine Abhandlung über Musikunterricht verfaßt hat, mag allerdings manchmal schwierig sein, allein es ließe sich vielleicht in der Weise einrichten, daß sich an jedem größern Orte die tüchtigen, gebildeten und bewährten Musiker vereinigten, und eine Art Kunsttribunal bildeten, das nach Art der Meisterfingerzunft niemand unter sich aufnähme, der nicht eine genügende Probe seiner Kenntnisse und Fähigkeiten abzulegen vermag. Dadurch würden wenigstens alle jüngern Musiker, welche die Bahn des Musiklehrers betreten wollen, gezwungen, sich für ihren Beruf gründlich vorzubereiten, und so würde nach und nach dem Überhandnehmen des Künstlerproletariats, durch welches zur Zeit in enormem Maße sowohl das Publikum als auch die tüchtigen Musiklehrer und Künstler geschädigt werden, Einhalt gethan. Wirklich künstlerische Bildung, die trotz der vielen Musikmacherei ziemlich selten ist, würde allgemeiner werden; mit der erhöhten Befähigung, das Schöne in verschiedenen Formen zu genießen, würde die krankhafte Kritisirungswut, die sich

auch der Laien bemächtigt hat, abnehmen; die Bestrebungen zur Bekämpfung des Trivialen und Schlechten, welches in dem Operettenwesen und in einer zum Teil schauderhaften Gesang- und Klavierliteratur in unsrer Zeit unerhörte Triumphe gefeiert hat und noch feiert, würden im Publikum eine größere Stütze finden, indem durch eine allgemeine bessere musikalische Erziehung jenen Erzeugnissen einer spekulativen Muse der Boden unter den Füßen weggezogen würde; und aus dem „Mädchen für alles,“ wozu wir jetzt die Musik erniedrigt sehen, würde wieder die hehre Göttin, die Trösterin und Beglückerin des menschlichen Gemütes werden, die ihn zu den Höhen des Ideals erhebt und sein inneres Leben verklärt.



Die neue preußische Subhastationsordnung.



Die neue Subhastationsordnung oder, wie der offizielle Titel lautet, das Gesetz betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen ist in dritter Lesung ohne erhebliche Änderungen des Regierungsentwurfs und der bei den Beratungen im Herrenhause durchgebrachten Amendements vom Abgeordnetenhause angenommen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Herrenhaus zu jenen geringfügigen Abweichungen seine Zustimmung geben wird, das Justizministerium hat sich schon im voraus einverstanden erklärt, und so wird mit dem 1. November des laufenden Jahres das neue Gesetz in denjenigen Landesteilen, wo das Grundbuch nach dem Gesetz vom 5. Mai 1872 geregelt ist, in Kraft treten.

Es ist höchst eigentümlich, daß die Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Justizgesetze gar kein Ende nehmen will. Würde der Spruch von den sich wie eine Krankheit forterbenden Gesetzen eine Wahrheit sein, so würde auf diese Erscheinung auch ein weiteres Dichterwort angewandt werden können, welches es als Fluch der bösen That bezeichnet, daß sie fortzeugend Böses gebären muß. Allein bekanntlich hat Goethe jenen Spruch nicht selbst gethan, sondern ihn dem Teufel in den Mund gelegt, und unter dieser Flagge muß die Autorität des Sages selbst Schiffbruch leiden. Wir verdanken der unter so vielen Mühen zu Stande gekommenen Justizgesetzgebung der Jahre 1877—1879 eine Rechtseinheit, wie sie kein zweiter Bundesstaat, weder die Vereinigten Staaten von Amerika noch die Schweiz, aufzuweisen hat, ja selbst ein Einheitsstaat wie Großbritannien steht in dieser Hinsicht weit hinter unserm Reiche zurück. Das ist ein Segen, den die undankbare Gegenwart freilich ebenso schnell wie